

Jan Philipp Reemtsma

Warum Affekte?

»An einem Dezembermorgen trat Lemordant zu Lucien; er hielt ein Papier. »Willst du unterschreiben?« fragte er – »Worum geht es?« – »Es geht um die Itzige an der École normale; sie haben an *L'Œuvre* einen Wisch mit zweihundert Unterschriften gegen die vormilitärischen Übungen geschickt. Jetzt protestieren wir; wir brauchen mindestens tausend Namen: wir lassen die Schüler von St. Cyr [...], die ganze Creme, unterzeichnen.« Lucien fühlte sich geschmeichelt; er fragte: »Wird das veröffentlicht?« – »In der *L'Action* bestimmt. Vielleicht auch in *L'Echo de Paris*.« Lucien hätte am liebsten auf der Stelle unterschrieben, aber er dachte, das wäre unseriös. Er nahm das Papier und las es aufmerksam. Lemordant fügte hinzu: »Du betätigst dich nicht politisch, glaube ich. Aber du bist Franzose, du hast das Recht, deine Meinung zu sagen.« Als Lucien hörte »du hast das Recht, deine Meinung zu sagen«, durchfuhr ihn eine unerklärliche und lebhaftere Freude. Er unterschrieb.«¹

Man spricht im Allgemeinen und recht allgemein über Affekte, als seien sie etwas, das zu einer Handlung, einem Benehmen hinzukommt, es färbt, ihm Intensität verleiht, jedenfalls als seien sie etwas, das einem anderen beigeordnet sei. Sozialwissenschaftlich fragt man, in welcher Weise »Affekte eine Rolle spielen bei ...«. Etwas geschieht, etwas kommt hinzu, und es geschieht auf (etwas) veränderte Weise: vorzeitig, schneller, heftiger, länger.

Oder: Es geschieht auf (scheinbar) veränderte Weise, und man muss herausfinden, was es »hinter dem Schleier der Emotionen« mit dem Ereignis »wirklich« auf sich hat. So betrachtet scheint die Wirkung von Emotionen der eines Brandbeschleunigers vergleichbar, der ja ebenfalls nicht »die eigentliche Ursache« des Brandes ist. Oder sie werden als etwas verstanden, das, indem es hinzukommt, ein Ereignis in eine andere Bahn lenkt oder es gleichsam denaturiert (»verselbständigt«). Es ist dann etwas anderes geworden – aber nur scheinbar. Die Theorie leistet nun, was in der Realität nicht geschehen ist – sie kühlt die Sache ab.

Geht man auf diese Weise etwa an das Phänomen ethnischer Gewalt heran, so wird man vermutlich davon sprechen, dass Agitatoren Konflikte »anheizen«, oder man wird davon reden, dass Ressentiments »instrumen-

¹ Jean-Paul Sartre, »Die Kindheit eines Chefs«, in: ders., *Die Kindheit eines Chefs*. Erzählungen, Reinbek 1987, S. 161.

talisiert« werden. Meist wird man so tun, als könne man die Ereignisse und »die sie begleitenden Emotionen« gut unterscheiden.

Das kann man natürlich tun. Man muss sich nur klar darüber sein, dass man, wenn man die Sache so angeht, damit bereits eine methodische Vorentscheidung trifft. Gegen die gewisse (notwendige) Willkür, die darin liegt, sucht man sich für gewöhnlich durch das scheinbar methodologische Argument abzusichern, man wolle keinen »Psychologismus« betreiben. Man hört diese oder ähnliche Formulierungen erstaunlich häufig. Ein Psychologe würde in diesen Fällen wohl von Abwehr sprechen, doch handelte er sich damit vermutlich nur den Vorwurf ein, er psychologisiere sogar die wissenschaftliche Methodenwahl.

Dieser weitverbreitete Affekt gegen den Wert, den Psychologen zunftbedingt auf Affekte legen, hat oft einen guten Grund. Wenn von individuellen oder kollektiven Emotionen die Rede ist (hier zu unterscheiden, ist für das methodische Problem unerheblich), wird diese Rede schließlich nicht selten als etwas vorgestellt, das Ausdruck eines tiefer schürfenden, genaueren, zum »Eigentlichen« vorstoßenden Denkens sei.² Bei Lichte besehen handelt es sich dabei jedoch um Affekte (und zuweilen Ressentiments), die auf den Streit der Fakultäten zurückzuführen und in anderer Hinsicht keinesfalls notwendig sind.

Ein typisches Beispiel für diese Vorgehensweise findet sich bei Götz Aly. Seinem eigenen Anspruch nach wollte Aly den Weg dafür frei machen, bestimmte Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus ernster zu nehmen als bisher geschehen, beziehungsweise sie überhaupt erst zur Kenntnis zu nehmen. Das tat er mit der ihm eigenen Strategie des »Ich sage jetzt mal, was der wirkliche Grund für den Holocaust gewesen ist.«³ Das Denkmodell, gegen das er sich abgrenzen wollte, war die Vorstellung vom Antisemitismus als einer Art sich selbst erzeugenden und tragenden Wahns, der mit nichts außerhalb seiner selbst wirklich etwas zu tun habe. Aly fand Texte, in denen zunächst bestimmte soziale, sozialpolitische und wirtschaftliche Fragen und Probleme mit »der Judenfrage« in Verbindung gebracht und sodann entsprechende Lösungen vorgeschlagen wurden. Alys Ergo war: Nicht »der Antisemitismus« sei die eigentliche Ursache des Holocaust, sondern die-und-die »(rationalen) Interessen« seien es gewesen. Und dann die Volte: Die Akteure seien folglich »keine fanatischen Antisemiten«, sondern »kühl rechnende Ökonomen« gewesen – oder was auch immer.⁴ Alys Fehler besteht also darin, eine *methodische* Entscheidung mit einem

2 Und wenn sich das dann mit profunder und unbefangener Aussprechender Unkenntnis dessen, was in Nachbardisziplinen gedacht wird, paart, wird es ärgerlich.

3 Eine Strategie, die sich erstaunlicherweise nicht abnutzte, obwohl mit ihrer Hilfe ganz unterschiedliche Befunde an die Öffentlichkeit gebracht wurden.

4 Vgl. u. a. Götz Aly / Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg 1991.

sich – dann wie zwanglos ergebenden – psychologischen Befund verwechselt zu haben. Und die riesige *methodologische Last*, die er sich mit dem »sondern« und der damit verbundenen Behauptung einer alternativen Erklärung aufgebürdet hatte, bemerkte zunächst nicht einmal er selbst. Nur der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass sich an dem zugrunde liegenden *methodischen* Problem nichts ändern würde, wenn man den Spieß gewissermaßen einfach umdrehte und die durch das »sondern« als einander ausschließend gegenübergestellten Erklärungen austauschte.

Das Sprechen über Emotionen und ein Sprechen, das hier nur Akzidentielles nebenbei notiert, können natürlich koexistieren, und man muss diese Koexistenz noch nicht einmal für einen faulen Frieden halten. Die Frage stellt sich aber, ob es nicht ein intellektuell lohnendes Unterfangen wäre, hier theoretisch explorativ tätig zu werden. Nicht »inter-« oder »transdisziplinär«, sondern ausgehend von theoretischen Erfahrungen. Zu fragen wäre also: Wie verändert sich das Verständnis von Vorgängen, wenn man Emotionen nicht als »sie begleitend« oder »in sie involviert« beschreibt?

Unser Reden über starke, heftige Emotionen oder Affekte (»occurring emotions«) ist natürlich traditionsgeprägt. Schon für die Denker der Antike sind starke Affekte und ihre Kontrolle ein wichtiges Problem. Einige Beispiele: Homer gibt in der *Ilias* eine eindringliche Schilderung sowohl vom »Zorn des Achill« als auch von dessen verheerenden Folgen;⁵ Platon vergleicht zu Beginn der *Politeia* sexuelle Begierden mit einem »tollen und wilden Herrn«, der von einem Besitz ergreift und gezähmt werden muss;⁶ die Vertreter der Stoa predigen statt Affektkontrolle gleich vollkommene Emotionslosigkeit als Ideal; und Epikur schließlich empfiehlt den Genuss moderater Emotionen (so übrigens in deutlicher Nachfolge auch David Hume). In der christlichen Überlieferung hingegen kommen die großen Emotionen entweder von unten (Teufel, Dämonen) oder von oben (Enthusiasmus in der Christus-Nachfolge) in die Welt und über die Menschen. Die Rhetorik verschiedener psychologischer Richtungen ist da ganz ähnlich. Wir stoßen immer wieder auf Formulierungen, die die Vorstellung nahelegen, etwas Fremdes habe die Regie übernommen. Der vorherrschende Eindruck ist, dass, wie es bei Sigmund Freud heißt, das Ich nicht mehr »Herr ist im eigenen Hause«. ⁷

Diese Traditionen scheinen mir auch ein wesentlicher Grund dafür zu sein, dass in manchen sozialwissenschaftlichen Texten geradezu lautstark

5 Homer, *Ilias*, in: ders., *Ilias – Odyssee*, in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß, Frankfurt am Main 1990, Erster Gesang.

6 Platon, *Platons Werke*. Dritter Teil: Der Staat, übers. von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Berlin 1984–1987, S. 329.

7 Sigmund Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Gesammelte Werke, Bd. 11, Frankfurt am Main 1999, S. 295.

von Emotionen *nicht* die Rede ist. Ich nehme exemplarisch mal eine Neuer-scheinung, in der es um Spannungen in Interessengruppen geht. Dort schreibt der Autor: »In meiner Heimatgemeinde wurde der scheinbar einfache Prozess, eine Bauverordnung zu formulieren, jahrelang durch das unglaublich heftige Aufeinanderprallen verschiedener Einzelinteressen auf-gehalten.« Im Folgenden geht es sodann um Interessen und ihre Durch-setzung, und damit letztlich um Modi der Austragung. In diesem Kontext heißt es: »Die Zusammenstöße von Interessen können sich auf vielfältige Arten und Weisen unterscheiden. Sie können kurzlebig oder langlebig sein, sporadisch oder kontinuierlich, regelmäßig oder selten, geringfügig oder gravierend.« In dieser Charakterisierung ist nun keine Rede mehr davon, dass Interessenkonflikte auch »unglaublich heftig oder moderat« ausge-tragen werden können. Diese Verschiebung ist umso auffälliger, als in der Einleitung des betreffenden Abschnitts noch ausdrücklich hingewiesen wird auf die »Sorge [...], die in einer Gruppe aufkommt, die glaubt, dass ihre Sicherheit, ihr Wohlergehen, ihre Interessen und Werte durch die Handlungen einer anderen Gruppe Widerstand erfahren, in Gefahr sind oder unterminiert werden. Eine Gruppe, die eine solche Sorge hat, wird bereit sein, feindselig auf Handlungen zu reagieren, die sie als Angriff be-trachtet.«⁸

Das Beispiel zeigt: Emotionen werden in der Situationsbeschreibung zwar benannt, aber mit dem Benennen hat es sich dann auch. In der Analyse spielen sie schon keine Rolle mehr. Und im Grunde wird dem Publikum durch diese stilistische Geste des Autors gesagt: Emotionen sind zwar da – und auch wichtig –, aber meine Analyse will nicht sie und ihre Wirkungen verstehen, sondern erklären, warum sie entstehen. Im zitierten Text geht es um den Aufweis, dass soziale Konflikte nicht einfach »da« sind, sondern »gemacht« werden. Das Erwähnen der Emotionen dient in diesem Rah-men nur dazu, zu zeigen, *wie sehr* diese Konflikte gemachte Konflikte sind. Anders ausgedrückt: Es geht darum, darauf hinzuweisen, dass Emotionen – starke, sonst scheinen sie der Rede nicht wert zu sein, weil sie nicht auf-fallen – Konflikte und die Wahrnehmung sozialer Situationen als Konflikte *begleiten*, aber nicht darum, welche Rolle sie schon bei der *Definition* der Konflikte *spielen*.

Gegen diese verkürzte Sichtweise auf die Affektproblematik möchte ich im Folgenden eine Erfahrung ins Feld führen, wie sie sich häufig – aber nicht nur – in Berichten von depressiven Menschen findet. Diese erleben ihren jeweiligen Zustand oft nicht als etwas Fremdes (wenn auch als be-fremdlich), sondern beschreiben ihn als eine diffuse Art des Besetzt- oder

⁸ Herbert Blumer, »Gruppenspannung und Interessengruppen«, in: ders., *Symbolischer Interaktionismus*. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation, übers. von Michael Dellwing, hg. von Heinz Bude, Berlin 2013, S. 162.

Besessenwerdens-von-etwas.⁹ Die Selbstbeschreibungen depressiver Menschen und ihre Fremdbeschreibungen durch Psychiater, Psychologen etc. zeichnen sich nicht selten durch ähnliche Formulierungen aus, denen zufolge die betreffende Person in ihrem Zustand »wie gefangen« oder »wie fremdgesteuert« gewesen sei. Gewiss geht es nicht darum, die Selbstbeschreibung während eines Zustands (sofern diese erfolgt bzw. so erfolgt, dass man sie verstehen und notieren kann) in irgendeiner Weise als interpretationsleitend einfach zu übernehmen. Das tut man ja in anderen (sozialwissenschaftlichen) Zusammenhängen auch nicht. Aber man sollte sie eben auch nicht einfach ignorieren. Ebenso wenig ist es meines Erachtens ratsam, das Vokabular, in dem traditionellerweise über (starke) Emotionen gesprochen wird, abzutun, indem man es für »traditionsverhaftet« erklärt. Vielmehr kommt es darauf an, diese spezielle Form der Auffassung starker Affekte als etwas die Vernunft Überwältigendes, ja als etwas letztlich Magisches ernst zu nehmen.

Sozialwissenschaftliches Theoretisieren ist ja nicht zuletzt auch insofern ein antikonventionelles und antimagisches Programm, als es an die Stelle einfacher entdramatisierender oder dramatisch befriedigender Erzählungen kompliziertere Beschreibungen setzt. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive reicht es eben nicht, zu sagen, dieses sei »bloß so eine Gewohnheit« oder jenes sei »doch bloß vernünftig so«. Auch Aussagen wie »Was soll man denn sonst machen« oder »Da sind sie eben ausgerastet« gelten nicht als befriedigende Antworten, sondern als Anlass zu weiteren Fragen. Am Ende läuft es darauf hinaus, eine Erklärung zu finden für das, was den Akteuren als gewohnt oder vernünftig erscheint, beziehungsweise eine Ursache anzugeben für die von ihnen empfundene Alternativlosigkeit oder ihr Ausrasten – was auch immer dann als Erklärung oder Ursache dienen mag. Wer sozialwissenschaftliche Aufklärung auf diese (triviale) Weise versteht, baut sich Modelle, die von einer Rhetorik und Logik des »nicht so, sondern in Wirklichkeit« getragen werden. Was solchen Modellen zugrunde liegt und ihnen – bei allen sonstigen Unterschieden – gemeinsam ist, das ist ihr einseitiges Erkenntnisinteresse, das auf vermutete Gründe oder Ursachen hinter bestimmten Handlungen oder Zuständen gerichtet ist, nicht aber auf deren eigene praktische Wirksamkeit. Der Frage nachzugehen, *warum* Menschen dieses oder jenes für gewohnt oder vernünftig halten oder *warum* sie in dieser oder jener Situation ausrasten, ist sicherlich ein lohnendes Unterfangen. Mindestens ebenso lohnend und mit Blick auf die Rolle von Affekten vielleicht sogar klüger scheint es mir aber, zu versuchen zu verstehen, *wie* die von den Betroffenen in ihren Selbstauskünften verwendeten Beschreibungsmuster – ich nenne sie mal Selbstverständlichkeitsmodelle

⁹ Typische Formulierungen sind: »Ich weiß nicht, was mit mir los war«,
»Es kam über mich«, »Ich konnte da nicht raus«, »Es überzog mich wie ... «.

oder solche des Hereinbrechens-von-außen – ihnen dazu dienen, *weiter* zu tun, was sie tun beziehungsweise überhaupt zu tun, was sie tun.

Das liegt bei entdramatisierenden Erzählungen mehr oder weniger auf der Hand (oder soll uns jedenfalls hier nicht kümmern). Bei dramatisch befriedigenden Erzählungen kann man annehmen, dass sie dazu dienen, einzuspringen, wo die konventionalisierenden Erzählungen a) nicht ausreichen, aber b) fortgesetzt werden sollen. Sie sind dazu da, Ausnahmen zu beschreiben. Dort nun, wo eine sozialwissenschaftliche Erzählung starke Emotionen nicht als Ausnahmen, sondern als Fortsetzung des zu beschreibenden Handelns (»bloß anders«) fasst, kann es sein, dass sie ein Einsehungsangebot verschenkt. Dass etwa ein Konflikt nicht »mit Verve ausgetragen« wird, sondern dass die Verve die Befindlichkeit ist, in der eine Situation erst zu einem Konflikt wird. Das aber nicht deshalb, weil die beteiligten Akteure es mit ihrer Verve übertreiben oder überreagieren würden, sondern weil sie eben die Emotion(en) haben, die sie haben.

Seite 1 bis 6 von 12 Seiten.

Den kompletten Text finden Sie im

Mittelweg 36, Heft 1–2 | April / Mai 2015

Jan Philipp Reemtsma ist geschäftsführender Vorstand des Hamburger Instituts für Sozialforschung und Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Hamburg.